

Weichenstellungen der Sprachwissenschaft und ihre Folgen oder: Zum Verhältnis von Grammatik und Pragmatik

Reinhard Fiehler

1. Sprachbeherrschung als Regelbeherrschung – was alles an Regeln braucht man, um zu kommunizieren?

Wenn man danach fragt, um was für Phänomene es sich beim *Sprechen* und bei abgeleiteten Formen wie dem *Schreiben* handelt, so wird man antworten müssen, daß es sich um eine menschliche *Tätigkeit* handelt, die auf einem Vermögen, einer *Fähigkeit* basiert. Dies ist nicht anders als beim Laufen, Skifahren, Klavierspielen, beim Gebrauch von Werkzeugen oder der Maschinenbedienung etc.

Menschliche Sprachproduktion hat damit zwei Pole: die *Sprachfähigkeit* und die *Sprachtätigkeit*. Die Sprachfähigkeit ist im eben angesprochenen Sinn grundlegender, aber dafür nicht beobachtbar, die Sprachtätigkeit abgeleitet, dafür aber beobachtbar und dokumentierbar.¹ Natürlich sind Sprachfähigkeit und Sprachtätigkeit in vieler Hinsicht interdependent.

Wenn man nun danach fragt, was Sprachfähigkeit ausmacht, worin sie besteht, so ist – angesichts verschiedener möglicher Auffassungen – für mich

¹Die Sprachtätigkeit kann unter einem *Prozeßaspekt* und einem *Produkt- oder Resultataspekt* betrachtet werden. Das erstere meint die Analyse des Prozesses der sukzessiven Produktion von Äußerungen, Gesprächen, Texten etc.), das letztere betrifft die Analyse der Produkte der Sprachtätigkeit: der vollendeten Texte, Äußerungen und Gespräche etc.

die plausibelste Antwort, daß es sich um die *Beherrschung eines Systems von Regeln bzw. Konventionen* handelt.²

Jede menschliche Fähigkeit besteht darin, daß ein *organisches Substrat* durch eine *Steuerungsinstanz* zu *bestimmten Tätigkeiten* veranlaßt wird, seien diese Tätigkeiten nun praktischer, mentaler und/oder kommunikativer Art. Im Fall des Sprechens und Schreibens ist diese Steuerungsinstanz nach der hier vertretenen Auffassung also ein System von Regeln bzw. Konventionen. Nicht bei allen Fähigkeiten läßt sich die Steuerungsinstanz als System von Regeln verstehen: Kann man die Fähigkeit, Klavier zu spielen, vielleicht noch in dieser Weise konzeptualisieren, so scheint dies für die Fähigkeit zu laufen nicht besonders adäquat.

Menschliche Sprachbeherrschung, oder mit anderen Worten: Kommunikationsfähigkeit und kommunikative Tätigkeit³, erschöpft sich nun natürlich nicht nur in Sprachproduktion, sondern umfaßt auch *Sprachrezeption und -verstehen*. Auch dem liegt ein System von Regeln zugrunde, das sich mit dem erstgenannten überschneidet, aber auch Regeln eigener Art enthält.

²Dies ist eine mögliche Konzeptualisierung von Sprachfähigkeit, eine spezifische Theorie. Wenn ich von ihr ausgehe, möchte ich damit nicht behaupten, daß es so ist, sondern ich ziehe diese Möglichkeit in Betracht und versuche, ihre Implikationen und Konsequenzen zu verdeutlichen. Eine andere Konzeptualisierung von Sprachfähigkeit wäre z.B., sie als neuronales Netz zu modellieren.

Die Auffassung, daß Sprechen ein regel- bzw. konventionengeleitetes Handeln ist, ist in der Sprachwissenschaft weder neu noch originell. Sie ist spätestens seit Searle (1971) und Lewis (1975) wohl eher die gängige.

Andere Auffassungen, die Sprache als ein inneres, der Sprachproduktion zugrunde liegendes System ('langue' und 'competence') verstehen, machen nicht immer sehr deutlich, was die *Elemente* dieses Systems sind. Implizit gehen wohl auch sie davon aus, daß dies Regeln/Konventionen sind. Bei de Saussure stehen Bedeutungsregeln (im Sinne von mit Lautbildern assoziierten Vorstellungen) im Vordergrund: "Wenn wir die Summe der Wortbilder, die bei allen Individuen aufgespeichert sind, umspannen könnten, dann hätten wir das soziale Band vor uns, das die Sprache ausmacht." (de Saussure 1967, 16) "da die Assoziationen durch kollektive Übereinstimmung anerkannt sind und ihre Gesamtheit die Sprache ausmacht, sind sie Realitäten, deren Sitz im Gehirn ist." (de Saussure 1967, 18)

³Um es noch einmal zu betonen: Sprachbeherrschung wird in diesem Beitrag in einem weiten Sinn verstanden. Sie umfaßt alle *zur Kommunikation* notwendigen Aspekte und Fähigkeiten. Gemeint ist nicht die instrumentelle Beherrschung einer in irgendeiner Weise vorgegebenen 'Sprache'.

Sprachbeherrschung läßt sich so konzeptualisieren als die Beherrschung einer Menge von Regeln oder Konventionen, die zur Produktion und zum Verstehen von Äußerungen notwendig sind:

"Die Beherrschung der Konventionstypen und Einzelkonventionen, die eine Sprache konstituieren, könnte als Explikat für den Begriff "Sprachbeherrschung" gelten, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß "Sprachbeherrschung" eine irreführender Terminus ist. Es gibt nach der hier vertretenen Auffassung keine einzelne Sprache, die durch ein festliegendes System von Regeln definiert ist, sondern nur untereinander ähnliche offene Systeme von Konventionen, die in Grenzen von Individuum zu Individuum variieren und niemals vollständige Verständigung erlauben." (Kummer 1975, 163)⁴

Geht man in diesem Sinne davon aus, daß Sprachbeherrschung *Regelbeherrschung* ist, so ist natürlich von zentraler Bedeutung, was man unter Regeln bzw. Konventionen versteht.⁵ Zunächst ist auf jeden Fall offensichtlich, daß diese Regeln nicht bewußt sind, in dem Sinne, daß man sie explizit formulieren und angeben könnte.

⁴Relativiert wird hier die Vorstellung der Existenz von einheitlichen und homogenen Sprachen:

"In diesem Sinn hebt die Auffassung von dem Aufbau einer Sprache aus Konventionen verschiedenen Typs teilweise das Konzept eines idealisierten "Sprachsystems" auf, das für alle Mitglieder einer "Sprachgemeinschaft" Gültigkeit hätte und dessen Grenzen die Grenzen dieser Gemeinschaft markieren. Einzelne Konventionen, etwa Verkettungskonventionen, können in ihrem Geltungsbereich weit über eine "Sprachgemeinschaft" hinausreichen und im Extremfall sprachuniversal sein, andere Konventionen gelten nur in Subgruppen innerhalb einer angenommenen "Sprachgemeinschaft". (Kummer 1975, 161)

⁵Eine weitere zentrale Frage ist die nach dem ontologischen Status der Regeln:

"Aber daß die Sprachpraxis für bestimmte Zwecke angemessen als 'geregelt' und 'geformte' Praxis darstellbar ist, daß die Sprache ein sinnvoller Gegenstand der grammatischen Sprachdarstellung ist, heißt keineswegs, daß die internen Regeln einer Grammatik der so dargestellten Praxis 'real' zu Grunde lägen oder – als angeborene oder erworbene – die Teilnahme an ihr allererst ermöglichten, wie die kognitive Linguistik unterstellt." (Kambartel & Stekeler-Weithofer 1988, 220)

"Die (korrekte) Sprachpraxis ist ein Handeln nach weitgehend 'implizit' [...] gegebenen Regeln. Die sprachlichen Regeln bilden ein geordnetes Ganzes (System), welches uns die Erklärung für die Lehrbarkeit und allgemeine Verfügbarkeit der Sprache gibt [...]. Die Sprachtheorien haben also Hypothesen über das (implizite) Regelsystem der Sprache aufzustellen, und zwar so, daß das uns bekannte (korrekte) 'Sprachverhalten' den mit den Hypothesen unterstellten Regeln der Sprache entspricht." (Kambartel & Stekeler-Weithofer 1988, 202)

Wir können diese Regeln *anwenden*, wir können erkennen, wenn jemand sie *nicht (richtig)* anwendet, aber wir *kennen* sie nur rudimentär. 'Kennen' meint dabei, daß wir sie angeben und explizit formulieren könnten.⁶ Die rudimentäre Kenntnis ist zudem ungleich über die einzelnen Bereiche des Systems der Regeln verteilt.

"Als ein Regelsystem erscheint Sprache nur, wenn sie der interne Gegenstand bestimmter linguistischer (grammatischer) Sprach-Darstellungen ist. Die Sprachpraxis andererseits, die Vielfalt des 'normalen' und 'richtigen' Gebrauchs der Sprache (das Sprechen, Schreiben, Lesen usw.) ist uns weitgehend unabhängig von expliziten und detaillierten grammatischen und logischen Beschreibungen verfügbar: Wir lernen die Sprache durch Teilnahme am Gebrauch. Und dann (danach) können wir die uns über die praktische Ausübung bereits vertraute Sprache (die Sprachpraxis) durch die 'Regeln' und 'Strukturen' einer (ggfs. logischen) Grammatik beschreiben und erläutern – unter einer bestimmten Perspektive und im Regelfall sehr partiell." (Kambartel & Stekeler-Weithofer 1988, 219)

Aus der weitgehenden Unkenntnis der Regeln ergeben sich dann (relativ zu dieser Konzeptualisierung von Sprachbeherrschung) auch die zentralen Aufgaben von Sprachwissenschaft: die Explizierung der Regeln, d.h. ihre *explizite Formulierung*, die Systematisierung des Regelgesamts und die Beschreibung

⁶"Daß Regeln von Menschen gemacht sind, bedeutet noch nicht, daß diejenigen, die nach ihnen zu handeln wissen, diese auch explizit nennen könnten. [...] Wenn wir reden, sagen wir uns nicht innerlich die Regeln auf, die wir befolgen. [...] Das heißt aber, daß eine Regel und der korrespondierende sprachliche Ausdruck zwei verschiedene Dinge sein müssen; denn es ist möglich, das eine zu kennen ohne das andere zu kennen." (Keller 1974, 15)

und Erklärung der historischen Veränderung der Regeln. So weit dies geschehen ist und geschieht, liegt *Sprachkenntnis* vor.⁷

Überblickt man die Geschichte der Sprachwissenschaft, so hat sie über weite Strecken genau dies getan: Sie hat Sprachkenntnis produziert, indem sie Regeln expliziert und – auf sehr heterogene Weise – kodifiziert hat. Im Prozeß der Regelexplikation hat sie zugleich auch Strukturierungen für das Regelgesamt erarbeitet. Und sie hat die Veränderung der Regeln beschrieben.

Systematisierungen der Gesamtregelmenge implizieren eine Theorie der Sprachfähigkeit und sind in diesem Sinn theorieabhängig. Die Geschichte der Sprachwissenschaft kennt eine Vielzahl solcher Strukturierungen. Eine dieser Systematisierungen ist die Unterscheidung zwischen Grammatik und Lexikon (grammatischen und lexikalischen Regeln), eine andere die zwischen Syntax, Semantik und Pragmatik (syntaktischen, semantischen und pragmatischen Regeln).

Die Arbeit an diesen Aufgabenstellungen wurde durch vier grundlegende Probleme erschwert:

- Es bestehen *unterschiedliche Auffassungen* über den Begriff der Regel bzw. Konvention.

⁷Dies ist ein anderes Verständnis von 'Sprachkenntnis' als z.B. Kanngießer (1984) es zugrunde legt. Er verwendet den Begriff im Sinne von Kompetenz und konstatiert, daß Sprachbeherrschung eine Reihe von Kenntnissystemen voraussetzt:

"Wenn ein Individuum a ein Sprecher-Hörer aus C ist, dann ist die $S_I(C)$ -Beherrschung von a darin begründet, daß a die einschlägigen $S_I(C)$ -Kenntnisse besitzt und über ein Prozessorensystem verfügt, das einen nicht eingeschränkten Zugriff auf diese $S_I(C)$ -Kenntnisse hat. – Aber diese Spezifizierung der Sprachbeherrschung ist [...] vage, und sie zu präzisieren heißt natürlich vor allem, detailliert anzugeben, welche Kenntnissysteme es denn sind, die für die $S_I(C)$ -Beherrschung einschlägig sind." (Kanngießer 1984, 25)

Kanngießer unterscheidet dann pragmatische $S_I(C)$ -Kenntnisse (i.e. eine illokutive Kompetenz IL_K), das System RIS der referentiellen und inferentiellen Regeln, ein System WK von Wissen über die Welt und das System GS der grammatischen Berechnungsregeln mit der syntaktischen Unterkomponente SYN und der semantischen Unterkomponente SEM.

Mir scheint die Verwendung des Begriffs 'Sprachkenntnis' bzw. die Bezeichnung 'Kenntnissysteme' für diese Komponenten nicht sinnvoll, weil sie das Mißverständnis nahelegt, daß der Sprecher diese Kenntnisse angeben oder explizit formulieren könnte.

- Eng damit zusammen hängt, daß es keine Einigkeit über das *Format* gibt, in dem diese Regeln zu formulieren sind. Die *Regelformulierungen* erfolgen auf sehr unterschiedliche Weise.
- Im Prozeß der Regelexplikation wird der *deskriptive* und der *präskriptive Aspekt* von Regeln nicht immer beachtet und auseinandergehalten.
- Letztlich werden aus der Gesamtheit der Regeln, die Sprachbeherrschung ausmachen, jeweils immer nur *Teilbereiche* expliziert, ohne hinreichend klarzustellen, daß und um welchen Teilbereich es sich handelt, und ohne zu begründen, warum gerade dieser Bereich expliziert wird.

Bevor ich diese Punkte im einzelnen ausführe, möchte ich auf der bisher entwickelten Grundlage das zentrale Anliegen dieses Beitrags verdeutlichen:

Aus der Gesamtheit der Regeln, die die Beherrschung einer Sprache ausmachen, hat sich die Sprachwissenschaft in ihrer Geschichte aus Gründen, die gleich näher auszuführen sind, vorrangig und übermäßig in erster Linie mit *grammatischen Regeln* und in zweiter Linie mit *Bedeutungsregeln (lexikalischen Regeln)* befaßt. Ihre Behandlung in der Sprachwissenschaft und ihre Repräsentation im Bewußtsein der SprachwissenschaftlerInnen ist überproportional. Diese Einseitigkeit ist von der Sache her nicht zu rechtfertigen: Für die Produktion und das Verstehen von Äußerungen oder von schriftlichen Texten sind in einem bedeutsamen Umfang *weitere Regelmengen* erforderlich (s.u.), die aber aufgrund dieser Einseitigkeit von der Sprachwissenschaft bisher eher am Rande, auf jeden Fall aber nicht in ihrem systematischen Stellenwert berücksichtigt worden sind.

Die wesentliche Ursache für die überproportionale Beachtung und Explikation von grammatischen und lexikalischen Regeln ist die dominante Orientierung der Sprachwissenschaft an *geschriebener Sprache* und in diesem Rahmen die weitgehende Konzentration auf deren *grundlegende Einheit*, den *Satz*, wobei noch einmal ein besonderes Schwergewicht auf dem *Aussagesatz* liegt.

Die grundlegende Einheit unterhalb des Satzes, das *Wort*, wird dabei als Basis für die Beschreibung von Bedeutung angesetzt und damit zum Kern von lexikalischen Regeln.

Die implizite *Beschränkung* auf geschriebene Sprache und die *Voraussetzung* von 'Satz' und 'Wort' als grundlegenden Einheiten führt also zu der

Auffassung, daß es im wesentlichen grammatische und lexikalische Regeln sind, die die Sprachwissenschaft zu explizieren hat. Sie wurden und werden in Grammatiken und Lexika/Enzyklopädien kodifiziert.⁸ Unter der Maßgabe dieser Beschränkungen und Voraussetzungen ist so zugleich eine Auf- bzw. Unterteilung der Regelmenge konstituiert: die altbekannte Unterscheidung von Grammatik und Lexikon.

Die zweite für die Geschichte der Sprachwissenschaft wesentliche Unterteilung der Gesamtregelmenge ist die in syntaktische, semantische und pragmatische Regeln. Sie beruht auf einer Verdinglichung der zeichentheoretisch fundierten Unterscheidung von syntaktischen, semantischen und pragmatischen Relationen des Zeichens.

Diese beiden Versuche, das Gebiet und die Aufgaben der Sprachwissenschaft zu umreißen und es zu strukturieren, sind ebenso voraussetzungsvoll wie unbefriedigend. Dies überträgt sich auch auf die nachgelagerten Versuche, die Relationen zwischen den so etablierten Teilbereichen bzw. -gebieten – z.B. zwischen Grammatik und Pragmatik – zu bestimmen.

Die Sprachwissenschaft kann erst zu einem adäquateren Verständnis der zu explizierenden Regelmenge, die in Kommunikationsprozessen eine Rolle spielt, kommen, wenn sie die dominante schriftsprachliche Orientierung überwindet und zu einem Verständnis gelangt, daß *Mündlichkeit*, *Schriftlichkeit* und *technisierte Kommunikation* eigenständige und gleichrangige Kommunikationsmedien eigenen Rechts und zu weiten Teilen auch eigener Regeln sind. Erst auf dieser Grundlage läßt sich eine Unterteilung und Systematik der Regelmenge, die Sprachbeherrschung ausmacht, diskutieren und eine Forschungspraxis der Sprachwissenschaft etablieren, die nicht von Einseitigkeiten und blinden Flecken geprägt ist.

⁸Bei den Wörterbüchern muß man unterscheiden zwischen *Bedeutungswörterbüchern*, die die Bedeutung(en) einzelner Wörter und Phrasen explizieren (Lexika, Enzyklopädien, Bedeutungswörterbücher etc.) und *Wortformwörterbüchern* (Rechtschreibduden, rückläufige Wörterbücher etc.), die lediglich formale Aspekte der Wortform (z.B. Rechtschreibung) – häufig präskriptiv – kodifizieren. Die allgemeine Kategorie 'Wörterbuch' bzw. 'Lexikon' ist hier zu unspezifisch. Nur die ersteren explizieren Bedeutungsregeln.

2. Probleme der Regeln

2.1 Unterschiedliche Auffassungen von Regeln

Wie bei vielen Begriffen, die für wissenschaftliche Disziplinen zentral sind, gibt es auch für den Begriff der Regel in den Sprach- bzw. Sozialwissenschaften keine konsensuelle Definition. Er bleibt aufgrund der Tatsache, daß verschiedene Auffassungen und Konzepte miteinander koexistieren und konkurrieren, relativ vage und unbestimmt.⁹ Dies gilt insbesondere auch für seine Abgrenzung vom Begriff 'Konvention'.¹⁰

Die Probleme, die hier bestehen, lassen sich um zwei Zentren gruppieren. Zum einen gibt es materiell unterschiedliche *Konzeptionen* des Regelbegriffs: Sie reichen von normativen Regelkonzepten (normierende Wörterbücher und Grammatiken, Sprachdidaktik) über formale Regelkonzepte (Generierungs- und Transformationsregeln in formalen Grammatiken) bis zu deskriptiven, beobachtbare Regularitäten im menschlichen Verhalten beschreibenden Regelkonzepten im Rahmen handlungstheoretischer Ansätze (z.B. Heringer 1974, Sager 1977, Fiehler 1981, Kambartel & Stekeler-Weithofer 1988). Nur diese letzte Konzeption von Regeln ist in diesem Beitrag relevant.

Zum anderen bestehen unterschiedliche Auffassungen über die *Architektur* des Regelsystems. Vorherrschend ist die Auffassung, daß es relativ klar voneinander abgrenzbare *Teilbereiche* innerhalb des Regelsystems gibt. Die Teilbereiche unterscheiden sich durch unterschiedliche *Regeltypen*. Innerhalb eines Regeltyps stehen die Einzelregeln additiv nebeneinander. Die Vorstellung, daß es sich in den einzelnen Bereichen um unterschiedliche Arten oder Typen von Regeln handelt, erschwert den Blick über den Zaun der jeweiligen Teilkomponente hinaus bzw. läßt ihn überflüssig erscheinen.

Eine alternative Auffassung, die ich weiter unten ausführen werde, geht davon aus, daß es zwar verschiedene *Regeltypen* gibt, daß sie aber sowohl innerhalb der einzelnen Teilbereiche wie auch zwischen den verschiedenen

⁹Cf. die Ausführungen zu wissenschaftlichen Zentralbegriffen in Fiehler (1990b u. 1990a).

¹⁰Für die Zwecke dieses Beitrags verwende ich die Begriffe 'Regel' und 'Konvention' synonym. Cf. hierzu auch Dittmann (1979, 30-31); anders Lewis (1975, 101ff.).

Bereichen in einem hohen Maß *vernetzt* sind.¹¹ Sie stehen also nicht als Einzelregeln isoliert nebeneinander.

Ein weiteres Merkmal solcher hochkomplexen Regelsysteme ist, daß es Regeln ganz unterschiedlichen *Allgemeinheitsgrades* gibt. Diese drei Merkmale scheinen generell komplexe Systeme sozialer Regeln auszuzeichnen, einerlei ob es sich um das System der Regeln, das Sprachbeherrschung ausmacht, handelt oder z.B. um das System der Gefühlsregeln.¹²

2.2 Format der Regelformulierungen

Man sollte annehmen, daß, wenn die Explikation von Regeln eine der zentralen Aufgaben von Sprachwissenschaft darstellt, Einigkeit darüber besteht, wie diese Regeln anzugeben sind. Auch diese Annahme trägt. Die Formulierung von Regeln erfolgt in den unterschiedlichsten Formaten. Häufig wird dabei – und das gilt insbesondere für die Gesprächsanalyse – nicht einmal gekennzeichnet und deutlich gemacht, was man als Beschreibung bzw. als explizite Formulierung einer solchen Regel verstanden wissen will. Oft werden Regelformulierungen implizit in einer fortlaufenden Argumentation 'versteckt'. Eine klare Kennzeichnung dessen, was man – als Resultat eines Explikationsprozesses – als Formulierung einer Regel verstanden wissen will, ist aber zweifellos für die Kritik bzw. empirische Prüfung solcher Regeln von Nutzen.

Kummer (1975) hat einen – weitgehend folgenlos gebliebenen – Vorschlag für ein einheitliches Format für Regelformulierungen gemacht. Sein Vorschlag ist, Wenn-Dann-Aussagen eines bestimmten Typs zu benutzen:

"Jede Konvention ist durch einen Bedingungsteil und einen Tätigkeitsteil gekennzeichnet. Im Bedingungsteil wird die Situation spezifiziert, auf die die Konvention Anwendung findet, und im Tätigkeitsteil wird angegeben, welche Tätigkeit

¹¹So ist zum Beispiel klar, daß bestimmte syntaktische Regeln nicht ohne Rekurs auf pragmatische Faktoren zu formulieren sind. Die Wortstellung hängt ebenso von pragmatischen Bedingungen ab wie die syntaktische Komplexität z.B. vom Kommunikationsmedium (Zeitungs- vs. Telegrammstil).

¹²Cf. Fiehler (1990c, 77-87).

nach der Konvention der Situation entspricht. Eine Tätigkeit folgt einer Konvention, wenn die Situation, in der die Tätigkeit abläuft, unter den Situationstyp fällt, der im Bedingungsteil der Konvention spezifiziert ist, und wenn die Tätigkeiten dem Tätigkeitstyp entspricht, der im Tätigkeitsteil der Konvention angegeben ist." (Kummer 1975, 152-153)

Die Formulierung einer Regel bzw. Konvention hat demnach die Form eines *bedingten Gebots*:

Wenn die Bedingungen X_{1-n} vorliegen, dann tu Y.

Der Bedingungsteil besteht dabei aus einer *Konjunktion* von Bedingungen, die den Anwendungsbereich der Regel spezifizieren. Im Tätigkeitsteil wird in imperativer Form die Tätigkeit angegeben, die dem Anwendungsbereich entspricht.

Wichtig erscheint mir dabei die imperativische Form der Regelformulierung. Denn die Aussage

Wenn die Bedingungen X_{1-n} vorliegen, dann tut Person A/tun die Personen A_{1-n} Y.

formuliert eine Regelmäßigkeit (ein Gesetz etc.), aber keine Regel, für die ja geradezu konstitutiv ist, daß sie nicht befolgt bzw. durchbrochen werden kann.¹³

Diese Grundidee von Kummer kann unter Berücksichtigung der Parameter 'Allgemeinheitsgrad', 'Regeltypen' und 'Vernetzung' weiter ausgebaut werden. So können im Bedingungsteil spezifischer Regeln *unterschiedlich komplexe Konjunktionen* von Bedingungen auftreten, wobei die Bedingungen auf *unterschiedlichen Allgemeinheitsebenen* liegen können. Im Dann-Teil kann eine Konsequenz oder eine Disjunktion von Konsequenzen auftreten. Die Konsequenzen können modal abgestuft sein (dann tu möglichst/unbedingt/etc. Y).

¹³Die Formulierung: *Wenn die Bedingungen X_{1-n} vorliegen, dann tut A in P% der Fälle Y.* beschreibt eine *statistische Handlungsregelmäßigkeit* (die Resultat des Befolgens einer Regel sein kann), ist aber als Formulierung der Regel, dem das Handeln einer Person folgt, ebenfalls ungeeignet.

Unterschiedliche Regeltypen werden dadurch konstituiert, daß entweder die Konsequenzteile typverschieden sind (sich z.B. auf die Verknüpfung von Elementen, auf das Duzen/Siezen von Gesprächspartnern oder auf die Ausführung bestimmter sprachlicher Handlungen beziehen) oder daß typmäßig unterschiedliche Bedingungsteile vorliegen. Welche Regeltypen man unterscheidet, d.h. wie man das Regelgesamt strukturiert, ist dabei eine Frage, die auf einer hinreichenden Grundlage explizierter Regeln empirisch fundiert diskutiert und entschieden werden sollte.

Die Einzelregeln können auf zweierlei Weise *vernetzt* sein: zum einen dadurch, daß die Konsequenzteile (partiell) übereinstimmen. Unterschiedliche Bedingungskonstellationen ziehen dann (partiell) übereinstimmende Konsequenzen nach sich. Zum anderen dadurch, daß die Bedingungsteile (partiell) übereinstimmen oder in einem (partiellen) Inklusionsverhältnis stehen. Bei vollständiger Übereinstimmung des Bedingungsteils, aber verschiedenen Konsequenzteilen handelt es sich um konkurrierende Regeln. Die Inklusion kann als Teilmenge oder als Spezialisierung (Bedingung mit einem geringeren Allgemeinheitsgrad) realisiert sein. Vernetzungen dieser Art sind zwischen Regeln gleichen und unterschiedlichen Typs möglich.

Angesichts dieser vernetzten Struktur des Regelsystems scheint es unangemessen (außer zu heuristischen Zwecken, cf. Abschnitt 2.3), einzelne Regeln rekonstruieren zu wollen. Adäquater ist die Rekonstruktion von Teilsystemen. U.a. dieser Sachverhalt macht die Explikation und Prüfung von Regeln schwierig.¹⁴

Das System der Regeln der Sprachbeherrschung ist nicht stabil, sondern verändert sich historisch. Es bestimmt zwar Sprachproduktion und -verstehen, seine Regeln können aber in der Interaktion jederzeit thematisiert, problematisiert oder partiell modifiziert werden. Wird das System an einer Stelle verändert, kann diese Störung wegen der Netzstruktur weitreichende Auswirkungen haben.

¹⁴ Diese abstrakten Überlegungen zur Struktur des Systems der Regeln der Sprachbeherrschung müssen durch die versuchsweise Formulierung eines entsprechenden Teilsystems von Regeln illustriert und konkretisiert werden. Cf. hierzu Fiehler (1981) und (1990, 77-87).

Setzt man Regeln voraus, deren Bedingungen unterschiedlich allgemein bzw. spezifisch sind, so ist es möglich, daß Interaktionsbeteiligte eine Situation unterschiedlich genau bzw. tief deuten und entsprechend auf der Grundlage von allgemeineren oder spezielleren Regeln handeln. D.h. die Bedingungskomplexe und -hierarchien werden jeweils unterschiedlich tief analysiert, was zur Folge haben kann, daß in der 'gleichen' Situation auf der Grundlage unterschiedlicher Regeln gehandelt wird.

2.3 Ein Beispiel für eine Regelformulierung

Ich beschränke mich in diesem Rahmen auf die Diskussion nur eines Beispiels, das ich relativ willkürlich aus dem Bereich der gesprächsanalytischen Arbeiten herausgegriffen habe.¹⁵ Damit beziehe ich mich natürlich auch nur auf einen bestimmten Typ von Regeln.

Dittmann (1979, 31) benennt folgende Regel bzw. Konvention für die Eröffnung von Telefongesprächen:

"In mindestens einer gesellschaftlichen Gruppe G (die nicht näher beschrieben wird) gilt:

Bei nahezu jedem Auftreten einer Situation "Eröffnung eines Telefongespräches"

- (a) wird nahezu jedes Mitglied von G sich als Angerufener mit Namen identifizieren,
- (b) wird nahezu jedes Mitglied von G als Anrufer sich vorstellen,
- (c) wird nahezu jedes Mitglied von G von nahezu jedem anderen Mitglied erwarten, daß es sich gemäß (a) bzw. (b) verhält."¹⁶

¹⁵Für die theoretische Diskussion des Stellenwerts von Regeln im Rahmen gesprächs- bzw. konversationsanalytischer Arbeiten cf. Toolan (1989) und Bilmes (1988).

¹⁶Ähnlich, aber auch mit charakteristischen Abweichungen, auf die ich hier nicht eingehen kann, formulieren Kallmeyer & Schütze (1976, 2):

"Das Klingeln des Telefons und das Abheben des Telefonhörers sind in Deutschland davon gefolgt, daß der Angerufene seinen Namen nennt. Allgemeiner: das Kommunikationspaar zur Eröffnung von Telefongesprächen besteht aus dem Akt des Anrufens begleitet vom technischen Ereignis des Klingelns als Aufforderung zur Herstellung

Betrachtet man die Form dieser Regelbeschreibung, so betont Dittmann (1979, 31) selbst, daß sich die Formulierung an Lewis' Definition von Konvention anlehnt. Ich möchte bezweifeln, daß dies eine geeignete Form zur *Explikation* bzw. *Beschreibung* von Konventionen bzw. Regeln ist. Die Definition, die Lewis (1975) gibt, stellt ein Identifizierungsverfahren dar, nach dem entscheidbar ist, welche (aus der Menge der) Verhaltensregularitäten Konventionen sind. Sie ist also keineswegs als Form zur Beschreibung von Konventionen konzipiert.

Akzeptiert man die oben eingeführten Wenn-Dann-Aussagen als Grundform der Beschreibung von Regeln, so ist Dittmanns Konvention ohne Mühe umzuformulieren:

In einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe G gelten folgende Regeln:

- R1: Wenn du dich am eigenen Telefon meldest, dann identifiziere dich mit deinem Namen.
- R2: Wenn sich der Angerufene am Telefon gemeldet hat, dann nenne deinen Namen.

Ich habe Dittmanns eine Konvention für die Eröffnung eines Telefongesprächs in zwei Regeln zerlegt: eine, die die Handlung des Anrufers bestimmt, und eine, die die sequentielle Folgehandlung des Angerufenen regelt. Sie beziehen sich auf unterschiedliche Rollen bzw. Personen und gegen beide kann getrennt verstoßen werden. Dies sollten Gründe sein, sie auseinanderzuhalten.

Wichtig und positiv ist, daß Dittmann die gruppenspezifische Geltung von Regeln berücksichtigt. Daß Regeln für *alle* Sprecher/Hörer gelten – und hiervon muß man ausgehen, wenn keine Gruppenspezifizierung vorgenommen wird –, ist eine Annahme, die man zunächst einmal prinzipiell vermeiden sollte.

Die Relativierung der Geltung von Regeln auf bestimmte Gruppen ist gerade auch in diesem Fall aus Gründen der empirischen Adäquatheit unbedingt

des Kommunikationsaktes auf der einen Seite und der "Anwesenheitsmeldung" und "Bereitschaftserklärung" des Angerufenen als Reaktion auf das Klingeln auf der anderen Seite."

erforderlich. Denn jeder von uns kennt Mitglieder einer anderen Gruppe, die nicht nach R1, sondern nach der folgenden (ärgerlichen) Regel handeln:

R3: Wenn du dich am eigenen Telefon meldest, dann äußere
"Hallo" oder "Ja, bitte".

Diese Gruppen sind nun keineswegs disjunkt. Es gibt zweifellos Telefonteilnehmer, die mitunter R1, mitunter aber auch R3 folgen. Mit dieser Tatsache, daß eine Person ein Telefongespräch nach verschiedenen Regeln eröffnen kann, stoßen wir auf ein wichtiges Problem. Wenn man nicht annehmen will, daß man zufällig mal das eine, mal das andere tut, dann sind offensichtlich die Bedingungen, unter denen man R1 oder R3 folgt, nicht hinreichend expliziert. Es spielen mehr Bedingungen eine Rolle, als im Moment in den Regelformulierungen angegeben sind. Die Formulierung der Bedingungen ist also nicht im höchstmöglichen Maß explizit und damit auch nicht empirisch adäquat.

Versucht man für R3 die zusätzlichen Bedingungen zu explizieren, so kann man beispielsweise formulieren:

R3': Wenn du dich am eigenen Telefon meldest und
wenn du nicht willst, daß der Anrufer deine Identität erfährt,
bevor er sich selbst identifiziert hat,
dann äußere "Hallo" oder "Ja, bitte".

Hier muß also eine bestimmte Intention als situative Bedingung expliziert werden, um die Auswahl aus der Regelalternative erklären zu können.

In bestimmten Situationen verläuft die Eröffnung eines Telefongesprächs auch noch ganz anders. Beispielsweise: "Schön, Amelie, daß du anrufst.". Dies geschieht aber nur unter der Bedingung, daß ich aus welchen Gründen auch immer weiß (hier spielt eine Wissens-Bedingung eine Rolle), wer der Anrufer ist.

Berücksichtigt man diese Bedingungen bei der Formulierung von R1, versucht man also, die Formulierung expliziter zu machen, so ergibt sich folgende Regel:

R1': Wenn du dich am eigenen Telefon meldest und
 wenn du nicht weißt, wer der Anrufer ist, und
 wenn du willst, daß er so schnell wie möglich (auch vor dir)
 identifizieren kann, mit wem er spricht,
 dann identifiziere dich mit deinem Namen.

Sicher ist auch diese Regelformulierung noch keineswegs empirisch adäquat, aber dies ist auch nicht mein Ziel. Es soll nur im Prinzip deutlich werden, was es heißt, Regeln so explizit wie möglich zu formulieren. Maximale Explizitheit ist nach diesen Überlegungen nichts anderes als die maximale Differenzierung und Spezifizierung der Konjunktion der Bedingungen des Wenn-Teils von Regeln. Anders formuliert: die im Wenn-Teil spezifizierte Klasse von Situationen muß maximal reduziert werden, bis nur die übrigbleiben, für die empirisch feststellbar ist, daß Individuen die im Dann-Teil genannte Tätigkeit nur in ihnen tun (was nicht heißt, daß sie sie immer in ihnen tun müssen).

Auch für etwas so Einfaches wie die Eröffnung eines Telefongesprächs gibt es also ein ganzes System von Regeln, und man hat empirisch nur eine Chance, ihre Anwendungsbereiche auseinanderhalten zu können, wenn man sie so explizit wie möglich, auch mit allen scheinbar selbstverständlichen Bedingungen formuliert.

Das Verfahren, um herauszubekommen, welche Bedingungen überhaupt eine Rolle spielen, bestand darin, die unterschiedlichen Anwendungsbereiche eng verwandter bzw. alternativer Regeln zu charakterisieren.

Die Formulierung von Regeln – auch in der Gesprächsanalyse – krankt m.E. häufig daran, daß diese Bedingungsexplikation nicht weit genug vorangetrieben wird. Ein Grund hierfür ist sicherlich, daß Regelformulierung immer auf der Basis erfolgt, daß man sich spezifische (Typen von) Situationen und das Handeln in ihnen vorstellt, ohne jedoch alle Momente der Spezifik in die Formulierung der Regelbedingungen eingehen zu lassen.

Betrachtet man die in R1' genannten Bedingungen, so fällt auf, daß sie sehr unterschiedlich und typverschieden sind. Eine zentrale Frage ist nun, ob man in diese Vielfalt eine gewisse Ordnung bringen kann bzw. ob man bestimmte Klassen von Bedingungen oder Bedingungstypen benennen kann, die bei der Formulierung gesprächsanalytischer Regeln häufig oder fast immer eine Rolle spielen.

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit und ohne daß an dieser Stelle eine nähere Erläuterung dieser Bedingungstypen möglich ist, möchte ich einige zentrale Klassen von Bedingungen benennen:

1. Bedingungen, die die *situativen Umstände* (z.B. räumliche Konstellation der Beteiligten, Anwesenheit Dritter, Lärm etc.) charakterisieren.
2. Bedingungen, die die *institutionelle Einbettung* der Interaktion charakterisieren.
3. Bedingungen, die den *Typ der ablaufenden Interaktion* charakterisieren.
4. Bedingungen, die die (Interaktions-) *Vorgeschichte* und speziell den *vorausgehenden (Interaktions-) Zug* charakterisieren.
5. Bedingungen, die die *soziale Beziehung* zwischen den Interagierenden charakterisieren.
6. Bedingungen, die den *eigenen Zustand* (emotionale Verfassung, Interessenlage, Präferenzen, aktuelle Wissensbestände etc.) charakterisieren.
7. Bedingungen, die die *Annahmen über den anderen* (sein Wissen, seine Präferenzen, Intentionen etc.) explizieren.
8. Bedingungen, die die *eigenen Intentionen* in der gegebenen Situation charakterisieren.

Dies sind sicher nicht alle wichtigen Bedingungstypen, die in der Situationsbeschreibung einer Regel eine Rolle spielen können, sie spielen auch nicht bei allen Typen von Kommunikationsregeln eine gleichermaßen wichtige Rolle, sie sind auch nicht völlig scharf voneinander abgegrenzt, andererseits könnte man durch Subkategorisierung zu noch feineren Bedingungstypen kommen, aber all dies entspricht nicht der Absicht, mit der ich diese Liste aufgezählt habe. Es soll eine Art Checkliste sein, mit der man prüfen kann, ob man bei der Formulierung einer Regel bestimmte wichtige Bedingungen, unter denen sie nur angewandt wird, auch explizit genannt hat.

Berücksichtigt man diese Bedingungstypen, dann sieht eine Beschreibung für Regeln dieses Typs in allgemeiner Form wie folgt aus:

Wenn die situativen Umstände von der Art A sind und
 wenn die Interaktion im institutionellen Rahmen B stattfindet,
 wenn die ablaufende Interaktion vom Typ C ist und
 wenn D der vorausgegangene Interaktionszug ist,
 wenn zwischen den Interagierenden die soziale Beziehung E besteht und
 wenn du dich ferner im Zustand F befindest und
 wenn du die Annahmen G über den anderen hegst und
 wenn du letztlich H intendierst,
 dann tu in dieser Situation Z.

2.4 Deskriptive und normative Aspekte von Regeln

Die Regeln der Sprachbeherrschung haben - wie alle sozialen Regeln - deskriptive und normative Aspekte. Für die Sprachproduktion und das Sprachverstehen des Einzelnen besitzen sie - wie schon an der imperativischen Form deutlich wird - *regulative Kraft*. Dies beinhaltet auch, daß Regelverletzungen - vom Regelverletzer selbst oder von anderen - sanktioniert werden (können). Die einfachste Form der Behebung von Regelverletzungen sind Reparaturen und Korrekturen.

Auch wenn die Regeln normative Kraft besitzen, heißt dies natürlich nicht, daß Personen nach den Regeln handeln *müssen*. Sie brauchen sie im Einzelfall nicht zu befolgen, auch wenn sie ihnen im allgemeinen Folge leisten.

Die wissenschaftliche Explikation dieser Regeln hingegen ist rein *deskriptiv*: Es wird beschrieben, unter Beachtung welcher Regeln Sprachproduktion und Sprachverstehen bei Personen stattfindet.

Solchermaßen explizierte Regeln können - zusammen mit *gesetzten Normen* (in welchen Mischungsverhältnissen auch immer) - kodifiziert werden und dann als *externe Norminstanz* fungieren (Rechtschreibduden, Fremdwörterduden etc.) Es handelt sich dann um eine normative Kraft *zweiter Ebene* (Präskription). Die Sanktionen auf dieser Ebene sind z.T. anderer Art. Gesetzte Normen, also Normen, die nicht Regeln der faktischen Sprachbeherrschung sind, gibt es - mit unterschiedlichsten Motivationen und Legitimationen - für

die verschiedensten Bereiche.¹⁷ Normen dieser zweiten Ebene können internalisiert und damit Regeln der faktischen Sprachbeherrschung werden. Diese komplexen Wechselbeziehungen werden nicht immer hinreichend differenziert.

3. Beschränkungen der Sprachwissenschaft: prototypische Gegenstände und ihr Einfluß auf die Explikation von Regeln

Relativ zu der Auffassung, daß Sprachbeherrschung als Regelbeherrschung zu explizieren ist, besteht also eine zentrale Aufgabe der Sprachwissenschaft darin, die Gesamtheit der Regeln, auf deren Grundlage kommunizierende Personen Äußerungen oder Texte jedweder Art produzieren und verstehen, zu explizieren. Auch wenn die Sprachwissenschaft vielleicht diesen Anspruch vertritt, entspricht ihre Praxis dem durchaus nicht: Selbstverständnis und Wirklichkeit fallen auseinander. Die Sprachwissenschaft hat in ihrer Geschichte aus dieser Gesamtheit der Regeln immer *bestimmte Teilbereiche* systematisch bevorzugt und sie wesentlich genauer und intensiver bearbeitet.

Einer der wesentlichen Gründe hierfür ist die *schriftsprachliche Orientierung* der Sprachwissenschaft. Die verschiedenen Kommunikationsmodalitäten waren aus einer Vielzahl von Gründen nie gleichberechtigt Gegenstand der Sprachwissenschaft, sondern implizit oder explizit stand immer die Analyse von geschriebener Sprache im Vordergrund:

"die Linguistik hingegen ist von ihrer Entstehung her und aufgrund immer neuer Anstöße in ihrer Geschichte lange Zeit eine Linguistik *geschriebener Sprache* gewesen" (Ehlich 1986a, 3)

Dies trifft zu, auch wenn in der Geschichte der Sprachwissenschaft immer wieder das Primat der gesprochenen Sprache als zentralem Untersuchungsgegenstand – sowohl in phylogenetischer, ontogenetischer oder systematischer Hinsicht – betont worden ist. In besonders plastischer Weise z.B. bei de Saussure:

¹⁷Cf. Fiehler (1994).

"Sprache und Schrift sind zwei verschiedene Systeme von Zeichen; das letztere besteht nur zu dem Zweck, um das erstere darzustellen. Nicht die Verknüpfung von geschriebenem und gesprochenem Wort ist Gegenstand der Sprachwissenschaft, sondern nur das letztere, das gesprochene Wort allein ist ihr Objekt. Aber das geschriebene Wort ist so eng mit dem gesprochenen, dessen Bild es ist, verbunden, daß es mehr und mehr die Hauptrolle für sich in Anspruch nimmt. [...] Es ist so, als ob man glaubte, um jemanden zu kennen, sei es besser, seine Photographie als sein Gesicht anzusehen." (de Saussure 1967, 28)¹⁸

Aussagen dieser Art repräsentieren aber eine rein ideologische Position. Faktisch besaß in der Untersuchungspraxis der Sprachwissenschaft, allein schon aus Gründen der Verfügbarkeit empirischen Materials, immer die geschriebene Sprache das Primat.

Der prototypische Gegenstand, an dem sich die Sprachwissenschaft dominant orientiert, ist in diesem Rahmen nach wie vor der *selbstproduzierte, schriftlichsprachliche Aussagesatz*.¹⁹ Er ist heute nicht mehr der ausschließliche Gegenstand, aber er ist das, was – nicht sehr deutlich bewußt und selbstverständlich – als das Eigentliche, als das, was zuerst einfällt, leitbildhaft und mental orientierend hinter allem steht.

'Selbstproduziert' bezieht sich darauf, daß die introspektive Form der Datengewinnung überwiegt. Sie überwiegt jedenfalls eine konsequent empiri-

¹⁸ Ähnliche Positionen finden sich auch schon bei den Junggrammatikern:

"Die Junggrammatiker hatten aufgrund ihrer allgemeinen Erwägungen und Postulate prinzipiell den mündlichen Sprachgebrauch bereits hervorgehoben. Gleichwohl blieb ihre Arbeit weitgehend auf schriftliche Dokumente beschränkt." (Ehlich 1986a, 3)

¹⁹ Ehlich (1986b, 49-50) führt diese Reduktion auf Aristoteles zurück:

"Sie bezieht sich nämlich auf eine Reduktion des Objektbereichs, die, folgenswer und absichtslos für eine mögliche folgende Sprachtheorie, Aristoteles aufgrund eines philosophisch-theoretischen Interesses für das Analyseobjekt "Sprache" vornahm: die Reduktion auf den Satz, genauer auf den Aussagesatz: ihn interessierten die sprachlichen Verhältnisse innerhalb dieser sprachlichen Einheit. Absichtslos im Blick auf die möglichen Gegenstände der Linguistik geschah das, weil Aristoteles sich mit dem Aussagesatz eben nicht als Linguist, sondern als logisch interessierter Philosoph befaßte; folgenswer, weil die Linguistik sich dieser Reduktion in der Folgezeit nie recht bewußt wurde."

Ein Grund, warum diese Reduktion so wenig auffällt, liegt in seiner "nahezu universalen Verwendbarkeit für die Wiedergabe von Wissen (kommunikativ: die Übermittlung von Information)". (Ehlich 1986b, 51)

sche Orientierung, d.h. die Nutzung fremdproduzierter, nicht (untersuchungs)subjektgebundener Daten. 'Schriftlichsprachlich' betrifft die historisch vorherrschende Orientierung an schriftlichen Texten und ihrer Analyse. 'Aus-sagesatz' verweist zum einen auf die zentrale Einheit und Kategorie für die Analyse geschriebener Sprache, den Satz, und zum anderen auf die systematische Bevorzugung einer bestimmten Handlungsform, der Assertion.²⁰

Diese schriftsprachliche Orientierung zeigt sich aber nicht nur in der Bevorzugung eines bestimmten Gegenstandsbereichs, sie hat auch tiefergehende Folgen bei der Ausarbeitung linguistischer Analyse- und Beschreibungskategorien.

3.1 Zum Verhältnis von geschriebener und gesprochener Sprache in der Sprachwissenschaft

Im folgenden thematisiere ich das Verhältnis von gesprochener (GSPS) und geschriebener (GSCHS) Sprache explizit und dezidiert vom Standpunkt der gesprochenen Sprache aus. Aus der Perspektive der Gesprächs- bzw. Diskursanalyse behandle ich dabei insbesondere das Problem der *Analyse- und Beschreibungskategorien* für Sprache und Kommunikation.²¹

Die überwiegende Zahl der linguistischen Kategorien wurde in der und für die Analyse *geschriebener Texte* entwickelt und dann in Grammatiken zu einem relativ festen Satz von Beschreibungskategorien kanonisiert. Beispiele für solche Kategorien sind 'Satz', 'Wort', 'Partikel', 'Subordination', 'Extraposition', 'Anakoluth', 'Elision', 'Nominalphrase' etc.

Diese grammatischen Beschreibungskategorien sind – wie alle Kategorien – *funktional* ihrem Gegenstand angepaßt: der Analyse und Beschreibung von GSCHS. Die herrschenden Analyse- und Beschreibungskategorien sind demnach die der Schriftsprache. Sie sind zudem das einzige voll entwickelte Kategoriensystem. Ein Kategoriensystem, das in ähnlicher Weise funktional der

²⁰ Dies ist ausführlich von Ehlich (1986a, 1986b) dargestellt worden.

²¹ Üblicherweise wird – aus Gründen des Sprachbewußtseins – das Verhältnis vom Standpunkt der GSCHS aus reflektiert. Cf. hierzu die folgenden Überlegungen.

GSPS angepaßt wäre, existiert im Moment nur in Ansätzen. Erst seit der technischen Reproduzierbarkeit gesprochener Sprache kommt die Entwicklung eigenständiger und gegenstandsadäquater Analysekategorien für die GSPS in Gang.²²

Damit stehen Gesprächsanalytiker vor einem Dilemma: Sie sind auf das System der Analyse- und Beschreibungskategorien der GSCHS angewiesen. Es gibt zunächst einmal kein anderes. Für GSPS ist es aber mehr oder minder inadäquat, bis hin zu dem Punkt, daß für zentrale regelhafte Phänomene der gesprochenen Sprache überhaupt keine Kategorien existieren, auf die zurückgegriffen werden könnte. Sie fehlten bis vor kurzem z.B. für alle Phänomene des Rederechtwechsels oder für Reparaturen.

Die Anwendung des schriftsprachlich ausgerichteten Kategoriensystems in der Analyse gesprochener Sprache führt so zwangsläufig zu Schiefen, Defiziten und Inkonsistenzen. Die Analyse- und Beschreibungskategorien der GSCHS erweisen sich bei der Analyse von GSPS als Behinderung oder gar als Mißweisung. In letzter Konsequenz behindern die Kategorien auch die Erkenntnis des Phänomens 'GSPS' in seiner Eigenart und Eigenständigkeit. Eine ebenso leidvolle, wie alltägliche Erfahrung von Gesprächsanalytikern.

Die GSCHS prägt dominant unser *Sprachbewußtsein*. Die Gründe hierfür sind vielfältig. Ich will nur drei kurz in Gedächtnis rufen:

- Die 'Anschaulichkeit' und Dauerhaftigkeit von Texten – im Gegensatz zur Auditivität und Flüchtigkeit der gesprochenen Sprache – haben seit jeher die Analyse schriftlicher Texte systematisch begünstigt. Vor allem diese beiden Eigenschaften haben sie ins Zentrum des Sprachbewußtseins

²²Das Resümee von Rath (1985, 1661): "So wird man auch künftig von zwei verschiedenen Untersuchungsbereichen auszugehen haben, die mit verschiedenen Mitteln sprachwissenschaftlich erforscht werden können." übersieht, daß diese Mittel nicht für beide Bereiche gleichermaßen schon existieren.

gerückt, bis hin zur Gleichsetzung von GSCHS mit Sprache überhaupt.²³

- Die Schwierigkeiten der Textproduktion richten das Bewußtsein stark auf die Strukturen und Eigenschaften der GSCHS. Die Leichtigkeit und die Automatismen des Sprechens hingegen bewirken, daß GSPS nicht ins Zentrum des Sprachbewußtseins rückt.
- GSCHS wird gesellschaftlich weitaus höher bewertet als GSPS. Einer der Gründe liegt in der schulischen Sozialisation, in der GSCHS eindeutig das Primat besitzt. Das Erstellen aller Formen schriftlicher Texte hat dort ein deutliches Übergewicht gegenüber der Schulung mündlicher Kommunikation.

Resultat ist so, daß das Sprachbewußtsein von der GSCHS geprägt ist. Dieses schriftsprachlich dominierte Sprachbewußtsein ist damit aber auch zugleich zwangsläufig die *Kontrasfolie* für das Verständnis und die Erkenntnis von GSPS. GSCHS und GSPS sind keineswegs *gleichberechtigt*, wie es die übliche Gegenüberstellung und Zusammennennung zu suggerieren scheint, sondern GSPS wird immer durch die Brille der GSCHS gesehen und auf dieser Folie verstanden.

So werden Besonderheiten der GSPS zwangsläufig immer als *Abweichungen* von den in der GSCHS vorgefundenen Verhältnissen beschrieben: z.B. Elision, Verschleifung, Ellipse, größere Häufigkeit von Anakoluthen in der GSPS, geringerer Gebrauch des Konjunktivs etc. Darüber hinaus werden diese Abweichungen häufig nicht nur konstatiert, sondern zugleich implizit oder explizit negativ bewertet. Die Brille der GSCHS, die wir ständig auf der Nase haben, wird nur selten bewußt und nähme man sie ab – gesetzt man könnte es

²³ Dieses allgemeine Phänomen spiegelt sich dann auch entsprechend in der Sprachwissenschaft. So stellt z.B. Ludwig (1980, 324) fest:

"Die mangelnde Beachtung der Verschiedenheit von GSCHS und GSPS in der sprachtheoretischen Erörterung indes war in der sprachwissenschaftlichen Praxis Voraussetzung für eine naive Gleichsetzung der Sprache schlechthin mit der GSCHS. Wie selbstverständlich wurden Sprachuntersuchungen auf der Grundlage ausschließlich von geschriebenen Äußerungen (Texten) vorgenommen, zumal die Dokumentation mündlicher Rede damals technisch kaum möglich war."

so ohne weiteres –, würden die Konturen nur noch mehr verschwimmen. Die richtige Brille für die GSPS gibt es noch nicht.

Verstärkt und immer wieder von neuem stabilisiert wird die Dominanz der GSCHS im Sprachbewußtsein darüber hinaus auch noch durch die schon genannte Tatsache, daß die Analyse- und Beschreibungskategorien schriftsprachlich zentriert sind. Kondensiert zeigt sich die ganze Problematik in der bekannten Lehreranweisung: 'Sprich im ganzen Satz.' Die im Bewußtsein dominierende Kategorie der GSCHS 'Satz' wird als Norm für das Verhalten in die GSPS übertragen.

Diese starke Prägung des Sprachbewußtseins durch die GSCHS beeinflußt auch die Prozesse der Verschriftlichung gesprochener Sprache (Transkription) und läßt sich schon in der Gestaltung von Transkriptionen nachweisen. So wird GSPS häufig auf die Satzform normalisiert; obwohl keine Pausen erkennbar sind, werden Wörter segmentiert und einzeln notiert; für GSPS spezifische Phänomene wie Rückmeldepartikel, Lachen etc. werden, weil sie in GSCHS nicht vorkommen, nicht mittranskribiert etc. Insgesamt kann man dies als eine vom Sprachbewußtsein induzierte, automatisiert erfolgende *Normalisierung* der GSPS in Hinblick auf die dominierenden Konventionen der GSCHS beschreiben.²⁴

GSCHS und GSPS haben weitgehend unterschiedliche *Domänen* und *Funktionen*. D.h. sie sind weitgehend unterschiedlich distribuiert und stehen nur in den seltensten Fällen in einer Relation der freien Wählbarkeit. Die unterschiedlichen Funktionen leiten sich weitgehend aus dem Umstand her, daß GSPS hochgradig kontextverwoben und kontextsensitiv ist (Deixis etc.), während

²⁴Die Konventionen der GSCHS (Wortsegmentierung etc.) wirken sich als intervenierende Restriktionen für eine phänomenangemessene Erfassung von GSPS aus.

Auch die starke Konzentration in Transkripten auf die *verbalen Anteile* der Verständigung bei vergleichsweiser Vernachlässigung intonatorischer und nonverbaler Komponenten scheint mir durch die Orientierung an GSCHS induziert zu sein. Überhaupt vermute ich, daß die analytisch-theoretische Differenzierung von verbaler, intonatorischer und nonverbaler Bedeutung ein Resultat der Dominanz *verbal-geschriebener Sprache* im Sprachbewußtsein ist. Für GSPS ist das Zusammenspiel dieser drei Komponenten – z.B. in Prozessen der Kontextualisierung – so fundamental, daß man sie zwar analytisch unterscheiden, aber nicht real trennen und dann einzelne Komponenten ignorieren kann.

GSCHS dekontextualisiert ist. Schrift als ein Verfahren, sprachliche Handlungen der Flüchtigkeit zu entheben und ihre raum-zeitliche Tradierung zu ermöglichen, erfordert zugleich die Dekontextualisierung der sprachlichen Handlungen. Aus der gegenläufigen Richtung beschrieben: die Aufgabenkonturen, auf die GSPS und GSCHS Antworten sind, sind deutlich unterschiedlich.

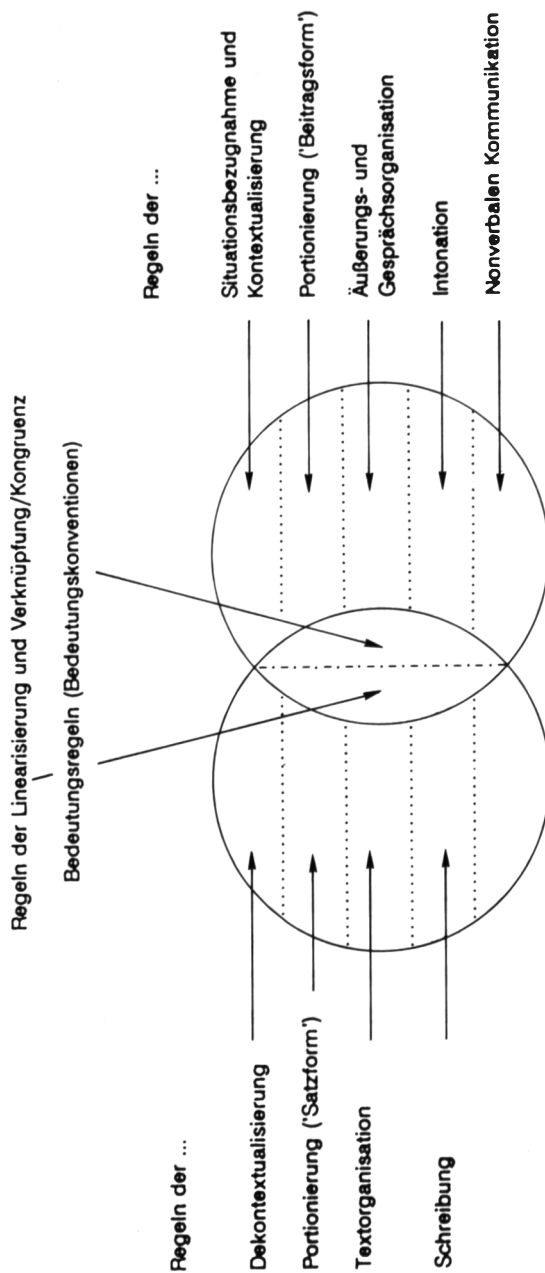
Diese Unterschiede in den Funktionen und Domänen bedeuten aber auch, daß GSCHS und GSPS nicht so ohne weiteres *vergleichbar* sind. Sie sind vergleichbar wie Apfel und Birne oder wie Henne und Ei, aber nicht wie zwei Äpfel. Die Vergleichbarkeit muß immer erst *konstruiert* werden. Mit Hilfe solcher Konstruktionen zur Herstellung von Vergleichbarkeit gelingt es dann häufig – wie Rath (1985, 1661) es ausdrückt – "an den wesentlichen Charakteristiken des Dialogs vorbei[zu]vergleichen". Nach meinem Eindruck werden diese vorgängigen Konstruktionsprozesse bei Vergleichen zu selten explizit reflektiert.

Was und auf welchen Ebenen wird verglichen, wenn GSPS und GSCHS miteinander verglichen werden? Soweit ich sehe, werden Vergleiche auf mindestens vier verschiedenen Ebenen vorgenommen, die nicht immer hinreichend unterschieden werden:

- Einzelne (schriftsprachliche) *Sätze* werden mit *Äußerungen oder Äußerungsfragmenten* verglichen. Mit diesem Verfahren werden vor allem grammatische Unterschiede konstatiert.²⁵
- Einzelne schriftliche *Texte* (einer bestimmten Textsorte) werden mit *Transkripten von Gesprächen* (eines bestimmten Interaktionstyps) in Beziehung gesetzt.

²⁵"Die meisten der vorliegenden Untersuchungen zur GSCHS sind komparativ/kontrastiv angelegt (...). Um die für GSCHS charakteristischen Daten zu gewinnen, werden schriftliche Äußerungen mit mündlichen verglichen." (Ludwig 1980, 324) Cf. z.B. Lindgren (1987).

Regelsysteme zur Produktion eines schriftlichen Textes bzw. eines Redebeitrags/Gesprächs



- Verglichen wird das, was sich ergibt, wenn eine *bestimmte Mitteilungsabsicht* einmal als schriftlicher Text und zum anderen als mündliche Äußerung bzw. in Form eines Gesprächs realisiert wird.
- Vergleiche finden viertens statt auf der Ebene der *Gesamtsysteme der Regeln* von GSCHS und GSPS. Hierbei ist es eine gesonderte Frage, woher das Wissen über diese Systeme stammt.

Die Ebene des Vergleichs ist nicht ohne Einfluß auf die Bestimmung des Verhältnisses von GSPS und GSCHS. Vergleicht man z.B. – dies ist ein Spezialfall des dritten Spiegelstrichs – die Regelsysteme, die zur Umsetzung einer kommunikativen Absicht einerseits in einem *schriftlichen Text*, andererseits in eine *mündliche Äußerung* bzw. *ein Gespräch* erforderlich sind (bei allen Problemen, die dies beinhaltet), ergibt sich das Bild, das auf der Abbildung zu sehen ist.

Die Produktion von Äußerungen auf der einen Seite und von schriftlichen Texten auf der anderen Seite erfordert Regeln sehr unterschiedlicher Art: In den entsprechenden Produktionsprozessen fließen die unterschiedlichen Regelsysteme zusammen. Für die Produktion einer Äußerung braucht man z.B. – ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit oder Systematizität – Regeln der Situationsbezugnahme und Kontextualisierung, Regeln der Portionierung ('Beitragsform'), Regeln der Äußerungs- und Gesprächsorganisation, Regeln der Linearisierung und Verknüpfung, Bedeutungsregeln, Regeln der Intonation und Regeln der nonverbalen Kommunikation etc. Die Produktion eines schriftlichen Textes erfordert Regeln der Dekontextualisierung, Regeln der Portionierung ('Satzform'), Regeln der Textorganisation, Regeln der Linearisierung und Verknüpfung, Bedeutungsregeln, Regeln der Schreibung (Orthographie, Zeichensetzung, Hervorhebung) etc.

Man erkennt einen gemeinsamen Durchschnitt – die Regeln der Linearisierung und Verknüpfung und die Bedeutungsregeln – im großen und ganzen sind aber die erforderlichen Regelsysteme eher unterschiedlich als übereinstimmend. Gleichwohl sind die aufgezählten Teilmengen für die Produktion einer Äußerung bzw. eines Textes *alle gleichmaßen unabdingbar*. Der Verzicht auf nur eine dieser Teilmengen würde zu unakzeptablen Äußerungen bzw. Texten führen. Auf dieser Vergleichsebene käme man daher kaum auf die Idee,

von einem gemeinsamen System zu sprechen, das GSCHS und GSPS zugrunde liegt.

Betrachtet man nun aber, wie intensiv und gründlich die genannten Regelmengen in der Sprachwissenschaft untersucht worden sind, ergeben sich große Unterschiede: Der Schwerpunkt lag immer auf den Regeln der Linearisierung und Verknüpfung (grammatischen Regeln) und den Bedeutungsregeln (lexikalischen Regeln). Darüber hinaus kann man feststellen, daß aus Gründen des schriftsprachlich dominierten Sprachbewußtseins die Regeln zur Produktion schriftlicher Texte besser untersucht und weitgehender kodifiziert sind.

Diese Überlegungen machen – wie ich hoffe – deutlich, daß es keinen Grund gibt, irgendwelche dieser Teilmengen zum vorrangigen oder alleinigen Gegenstand von Sprachwissenschaft zu hypostasieren.

Die Frage, ob GSCHS und GSPS unterschiedliche Ausprägungen eines Systems oder zwei unterschiedliche Systeme sind, scheint mir ebenso grob wie nachrangig. Viel wichtiger scheint mir statt dessen, die unterschiedlichen Domänen und Funktionen möglichst genau zu beschreiben. Dies würde zur Klärung der Relation beitragen.

Die Frage, ob es sich um unterschiedliche Ausprägungen oder zwei Systeme handelt, wird zudem durch die Schriftlastigkeit des Sprachbewußtseins verunklärt bzw. in *eine* Richtung gelenkt. Für das Erkennen der Unterschiede fehlen die Kategorien, und so erscheint GSPS als marginale Variante des einheitlichen, dominanten schriftsprachlichen Systems.

Die Unterscheidung von GSCHS und GSPS suggeriert die Vorstellung von zwei verschiedenen, in sich homogenen Sprachformen. Gestützt wird diese Vorstellung durch die *prototypische Struktur* des Sprachbewußtseins, das sowohl in der GSCHS wie in der GSPS bestimmte Formen ins Bewußtsein rückt und die Vielzahl anderer ausblendet. Prototypische Formen der GSCHS sind zum Beispiel der Zeitungsartikel, Belletristik, der Brief, der (wissenschaftliche) Aufsatz. Glück & Sauer (1990, 32-33) hingegen machen mit ihrer Phänomenologie der Schreibformen und Schrifttextsorten die Bandbreite von GSCHS deutlich. Prototypisch im Sprachbewußtsein für GSPS ist das dyadische (themen-)zentrierte face-to-face Gespräch. Aber auch hier ist das Spektrum der

Formen erheblich breiter. Die Frage nach dem Verhältnis von GSCHS und GSPS muß auf diesem Hintergrund differenzierter gestellt werden.

Eine Unterscheidung von *Medium* als materiellem Realisierungsmodus und *Konzeption* als geplanter Realisierungsform, wie Koch & Oesterreicher (1986) sie vornehmen, weist in die richtige Richtung, ist aber m.E. noch nicht ausreichend.

Schreiben ist wesentlich die Herstellung eines *Produkts*, des Textes, Sprechen ist wesentlich die kooperative Organisation eines *Prozesses*, der Verständigung.²⁶ Entsprechend sind die Analyse- und Beschreibungskategorien für geschriebene Texte vorrangig *produktorientiert*, und es fehlen weitgehend *prozessorientierte* Kategorien, die die Prozessualität, Interaktivität und Dynamik erfassen können, wie sie für gesprochene Sprache charakteristisch ist.

Auch die Gesprächsanalyse kann ihre Untersuchungen nur an Produkten durchführen, nämlich den textförmigen Transkripten. Sie trifft aber methodische Vorkehrungen, um dieser Textförmigkeit zu widerstehen und den *Prozeß* des Miteinandersprechens zu analysieren, z.B. durch das Prinzip der sequentiellen Analyse turn-by-turn.

In großer Zahl finden sich in Transkripten als essentielle Bestandteile von GSPS die *Spuren* der kooperativen Organisation dieses Verständigungsprozesses (Bearbeitung von Formulierungsproblemen, Aktivitäten der Verständnissicherung, Reparaturen etc.), die in schriftlichen Texten (als Endprodukten) normalerweise getilgt sind.

Das Interesse an der Analyse von Texten oder an der Analyse von Verständigung impliziert zwei unterschiedliche Perspektiven: eine Produktorientierung im Gegensatz zu einer Produktionsorientierung. So geringfügig der Unterschied zunächst scheint, sind damit letztlich doch zwei fundamental unterschiedliche Paradigmen angesprochen.

²⁶Schon Behaghel (1927, 15) formuliert diese Differenz, wenn er bemerkt, "daß die Rede in hohem Maße als das Ergebnis *zweier* Größen erscheint: nicht lediglich aus dem Haupte des Redenden entsprungen, sondern gemeinsames Erzeugnis des Sprechers und des Hörers."

Dies hat u.a. zur Konsequenz, daß für gesprochene Sprache nicht nur andere Analyse- und Beschreibungskategorien erforderlich sind, sondern auch ein deutlich anderer *Grammatikbegriff* zu konzipieren ist.

Beschrieben wird in Grammatiken – der Artikel bemüht sich, einige sprachwissenschaftsgeschichtliche Gründe hierfür anzuführen – nur eine bestimmte Teilmenge der Regeln der Sprachbeherrschung. Das Faktum, *daß* es nur eine Teilmenge ist und um *welche* Teilmenge es sich handelt, wird dabei nicht genügend reflektiert und begründet. Eine Grammatik gesprochener Sprache erfordert hier spezifische Erweiterungen. So gibt es z.B. spezifische Regeln für die Linearisierung und Verknüpfung von Beiträgen verschiedener Sprecher (turn-taking, Parallelkonstruktionen, rhythmische Entsprechungen), die Gegenstand einer Grammatik gesprochener Sprache sein sollten. Wie weit das Feld dieser Erweiterungen reicht, ist allerdings noch unklar.

Die existierenden Grammatiken sind an Texten, also Produkten sprachlichen Handelns, entwickelt worden. Entsprechend fehlen in ihnen weitgehend Dimensionen und Kategorien, die Dynamik, Prozessualität und Interaktivität erfassen und beschreiben könnten. Aber gerade diese Dimensionen sind für gesprochene Sprache konstitutiv. Ein Grammatikkonzept für GSPS muß sie zentral berücksichtigen.²⁷

Daß qualitative Unterschiede zwischen GSPS und GSCHS bestehen, ist als Minderheitsmeinung schon mehrfach vertreten worden.²⁸ Was ich darüber hinaus andeuten möchte, ist, daß wir vielleicht noch gar nicht in der Lage sind, diese Unterschiede deutlich genug erkennen zu können, weil das schriftsprachlich dominierte Sprachbewußtsein und das auf GSCHS zugeschnittene System der Analysekatgorien dem im Wege stehen.

²⁷Rath hingegen scheint mir mit der Aussage: "Gesprochene und geschriebene Sprache unterscheiden sich *nicht* hinsichtlich ihrer zugrundeliegenden Grammatik" (Rath 1985, 1652) nicht die Konsequenzen aus der eigenen Position zu ziehen. Daß hier etwas nicht stimmen kann, zeigt seine These, "daß trotz gemeinsamer Grammatik Dialoge des Alltags und Schriftdeutsch unvergleichbar sind" (Rath 1985, 1661). Seine Unvergleichbarkeitsthese expliziert dann genau den Unterschied zwischen dem Produktcharakter von Texten und dem Prozeßcharakter von Dialogen (cf. Rath 1985, 1661).

²⁸Cf. u.a. Rupp (1965).

Ich bin der Überzeugung, daß für die Analyse und Beschreibung von GPSs ein eigenständiges, phänomenangemessenes Kategoriensystem zu erarbeiten ist, das im Moment erst in Ansätzen zu erkennen ist.²⁹ Angesichts der Zeit, seit der eine systematische Analyse der GPSs erst möglich ist, ist dieser Entwicklungsstand nicht verwunderlich, zumal wenn man sich den Zeitraum vor Augen stellt, in dem das Kategoriensystem zur Analyse GSCHS bis zu seinem heutigen Stand entwickelt wurde. Erst im Prozeß der Ausbildung eines phänomenangemessenen Systems für gesprochene Sprache wird sich auch das Verhältnis von GSCHS und GPSs genauer – und das bedeutet vor allem –, nicht von *einer* Perspektive geprägt bestimmen lassen.

Neben den beiden dominierenden Kommunikationsmodalitäten Mündlichkeit und Schriftlichkeit (im Sinne von handschriftlicher oder gedruckter schriftlicher Sprache) gewinnen zunehmend Kommunikationsformen an Bedeutung, bei denen das Merkmal der technisch-medialen Vermittlung eine konstitutive Größe wird. Gemeint sind damit Formen der *technisierten Kommunikation*.³⁰

Technisierung der Kommunikation läßt sich einerseits beziehen auf den einzelnen kommunikativen Akt und andererseits auf gesellschaftliche Kommunikation. Bezogen auf den einzelnen Akt bedeutet Technisierung, daß einzelne Elemente im Kommunikationsprozeß durch Artefakte substituiert oder ergänzt werden. Bezogen auf gesellschaftliche Kommunikation bedeutet Technisierung, daß der gesellschaftliche Kommunikationsbedarf zu einem wesentlichen Teil unter Zuhilfenahme technischer Systeme gedeckt wird. Wesentliche Konstituenten dieser Technisierung sind sekundäre Symbolsysteme (z.B. Schriftsysteme, Morsealphabet, ASCII-Code), technische Apparate (z.B. Druckmaschinen, Telephone, Fernsehgeräte, Computer), Netze (z.B. Telephon-

²⁹ Dies ist keineswegs eine neue Einsicht. So formulieren z.B. Schank & Schwitalla (1980, 317):

"Bislang steht nur fest, daß syntaktische Regeln für geschriebensprachliche und gesprochensprachliche Texte zum größten Teil identisch sind; daß aber unterschiedliche Abwahlen getroffen werden; daß sich für die GS einige spezifische Regeln formulieren lassen und daß die Erforschung der GS eigene wissenschaftliche Kategorien erfordert (...)."

Neu ist allenfalls die Einsicht, in welchem *Ausmaß* dies erforderlich ist.

³⁰ Cf. Fiehler (1991) und (1993).

netz, Datennetze, Wellennetze) und konservierende Speicher (z.B. Bücher, Tonbänder, Disketten).

Solche Technisierungsprozesse überlagern und modifizieren sowohl die 'reine' Mündlichkeit (z.B. in Form von Telefonkommunikation oder massenmedialer Kommunikation) wie auch die 'traditionelle' Schriftlichkeit (z.B. technisierte Formen wie Telegramme, FAX, e-mail, BTX, computervermittelte Kommunikation, kommunikativ gestaltete Maschinenbedienung etc.). Die so entstehenden Kommunikationsformen zeichnen sich dadurch aus, daß Sprachproduktion und Sprachverstehen in ihrem Rahmen neue Mengen von Regeln erfordern. Zur Zeit läßt sich die Ausbildung entsprechender Regel- bzw. Konventionensysteme in statu nascendi verfolgen (man denke z.B. an die 'Kommunikation' mit dem Anrufbeantworter'). Auch diese Regeln sind natürlich genuine Regeln der Sprachbeherrschung. Sie bedürfen genauso der Explikation und systematischen Integration in das Regelgesamt.

Quintessenz der sprachwissenschaftlichen Konzentration auf die Analyse des schriftlichen Aussagesatzes war, daß weitgehend nur die für die Bildung solcher Sätze relevanten Regeln ins Blickfeld kamen und entsprechend ausführlich untersucht und kodifiziert wurden. Dies waren neben den Bedeutungsregeln für einzelne Wörter und Phrasen (lexikalische Regeln) vor allem die Regeln der Linearisierung und Verknüpfung von Elementen *im schriftsprachlichen Satz* (grammatische Regeln). Gerade durch diese letzte Einschränkung wurde ein enger Grammatikbegriff konstituiert, der *andere* regelhafte Phänomene der Linearisierung und Verknüpfung (z.B. die Organisation von Reparaturen oder die Stellung von Rezeptionssignalen), da sie keine Phänomene der geschriebenen Sprache sind, nicht beachten brauchte und konnte.

Die beiden genannten Klassen von Regeln wurden dann, da der schriftliche Aussagesatz in der beschriebenen Weise das Sprachbewußtsein dominiert, zu den sprachlichen Regeln schlechthin verabsolutiert. D.h. es wurde nicht mehr deutlich, daß es sich um spezifische *Teilklassen* von Regeln handelt. Diese Verabsolutierung bedeutete so die Konstitution einer – scheinbaren – Gesamtmenge von sprachlichen Regeln, die sich vollständig in grammatische und lexikalische Regeln aufteilen läßt. Dies ist erst durch jüngere Entwicklungen in der Sprachwissenschaft (z.B. im Rahmen von Textlinguistik und Stilistik) revidiert worden – allerdings ohne die schriftsprachliche Orientierung

aufzuheben –, indem Regeln der Textorganisation in den Blick kamen. Diese Regeln wurden dabei zunächst nur als periphere Ergänzung eines zentralen Regelbereichs verstanden, nicht als eigenständige, gleichberechtigte Klasse von Regeln.

3.2 Das Zeichen und seine Relationen

Ein zweiter Weg zur Systematisierung und Aufteilung der Gesamtregelmenge nahm seinen Ausgangspunkt in der Unterscheidung von semantischen, pragmatischen und syntaktischen Relationen des Zeichens, wie sie in der Zeichentheorie von Morris entwickelt wurde. Diese Sichtweise trat nicht an die Stelle der schriftsprachlichen Orientierung, sondern setzte sie voraus und überlagerte sich mit ihr.

Da die ursprüngliche Version der Morris'schen Zeichenkonzeption von einiger Bedeutung für die weitere Argumentation ist, sei sie hier etwas ausführlicher zitiert:

"Auf der Grundlage der drei Korrelate Zeichenträger, Designat und Interpret in der dreistelligen Zeichenrelation lassen sich für die genauere Untersuchung einige zweistellige Relationen abstrahieren. Einerseits kann man die Beziehung zwischen den Zeichen und den Gegenständen, auf die sie anwendbar sind, untersuchen. Diese Relation nennen wir die *semantische Dimension des Zeichenprozesses*, und symbolisieren sie durch das Zeichen " D_{sem} "; die Untersuchung dieser Dimension nennen wir *Semantik*. Oder man macht die Beziehung zwischen Zeichen und Interpret zum Untersuchungsgegenstand. Diese Relation nennen wir die *pragmatische Dimension des Zeichenprozesses* und symbolisieren sie durch " D_p "; die Untersuchung dieser Dimension heißt *Pragmatik*.

Eine wichtige Zeichenbeziehung ist noch zu nennen: die formale Relation der Zeichen zueinander. In der obigen Darstellung ist diese Beziehung nicht explizit in die Definition des Zeichenbegriffs aufgenommen worden, da der geläufigere Sprachgebrauch die Möglichkeit offenläßt, den Begriff "Zeichen" auf etwas anzuwenden, was nicht zu einem Zeichensystem gehört [...] Da die meisten Zeichen ganz offenkundig in Beziehung zu anderen Zeichen stehen, da viele Fälle angeblich isolierter Zeichen sich bei genauerem Hinsehen als systembezogen herausstellen und da alle Zeichen zumindest potentiell in Beziehung zu

anderen Zeichen stehen, ist es angebracht, den beiden schon erwähnten Dimensionen des Zeichenprozesses eine dritte hinzuzufügen. Diese dritte Dimension nennen wir die *syntaktische Dimension des Zeichenprozesses*, symbolisiert durch "D_{syn}"; und die Untersuchung dieser Dimension nennen wir *Syntaktik*. (Morris 1972, 23-25)

Nach diesen Ausführungen sind offensichtlich alle drei Dimensionen Dimensionen eines *jeden* Zeichens. Diese verschiedenen Dimensionen des Zeichenprozesses, die Abstraktionen zweistelliger Relationen aus der dreistelligen Zeichenrelation sind und die damit nur unterschiedliche Perspektiven auf das gleiche Phänomen darstellen, wurden im Laufe der Geschichte der Sprachwissenschaft erst zu eigenständigen, weitgehend voneinander unabhängigen Phänomenbereichen, dann zu eigenständigen Moduln und letztlich zu (Teil-) Disziplinen verdinglicht. Syntax (nicht: Syntaktik), Semantik und Pragmatik sind heute in erster Linie nicht mehr Zeichenrelationen, sondern im Bewußtsein vieler SprachwissenschaftlerInnen eigenständige Bereiche und Elemente einer Fachsystematik.³¹ Dabei ist interessant, daß sich in Parallelisierung zu der Unterscheidung von Grammatik und Lexikon auch die Reihenfolge verändert und Syntax – durchaus im Sinne von Zentralität – an die Spitze rückt. Vielfach wird dann auch kein Unterschied zwischen Syntax und Grammatik bzw. zwischen Semantik und Lexikon gemacht.³²

In der Folge der Verdinglichung von Syntax, Semantik und Pragmatik zu eigenständigen Bereichen wurde diese Unterscheidung dann auch zur Aufteilung der Gesamtregelmenge in syntaktische, semantische und pragmatische Regeln genutzt:

"Während bei Ch. Morris 'Syntaktik', 'Semantik' und 'Pragmatik' drei Aspekte des einheitlichen Prozesses der Semiose sind, erscheinen in der linguistischen

³¹ Daß die Unterscheidung von Syntax, Semantik und Pragmatik inzwischen als Fachsystematik dient, wird nun in umgekehrter Richtung als Argument dafür verwendet, daß die drei Bereiche eigenständige und unabhängige Moduln sind. Diese Argumentation widerspiegelt zugleich das Streben der einzelnen Teildisziplinen nach Autonomie.

³² Häufig wird dabei auch unter der Hand 'Zeichen' mit 'Wort', im Sinne von Wortzeichen, gleichgesetzt.

Rezeption diese Aspekte als drei voneinander getrennte Teildisziplinen mit jeweils eigenen Regeltypen." (Kummer 1975, 164)

Der Effekt der Orientierung an der Morris'schen Unterscheidung bestand also letztendlich darin, neben den altbekannten grammatischen und lexikalischen Regeln die Klasse der pragmatischen Regeln zu konstituieren. Dies war zunächst der Kern der pragmatischen Wende.³³

Daß diese Dreiteilung die schriftsprachliche Orientierung ursprünglich nicht überwand, sondern auf ihr aufruht, wird daran deutlich, daß die Pragmatik in ihrer frühen Phase zunächst auch mit introspektiven, schriftsprachlich geprägten Daten arbeitete (cf. z.B. Searle (1971) und die Arbeiten in Wunderlich (1972)). Die Entwicklung der Sprechakttheorie, als wesentliches Element der pragmatischen Wende, charakterisiert dabei deutlich die Schwierigkeiten, die der Übergang von introspektiven zu empirischen Daten bereitet. Erst die Transformation der Pragmatik in die Gesprächsanalyse mit ihrer konsequent empirischen Ausrichtung führte zur Überwindung der schriftsprachlichen Orientierung.

Eine weitere Folge der Unterscheidung von syntaktischen, semantischen und pragmatischen Regeln besteht darin, daß die Regeln der Intonation (lautlichen Realisierung) von Äußerungen (Ausspracheregeln, (suprasegmentale) Intonation etc.) in diesem Spektrum keinen systematischen Platz haben, sondern unter fachsystematischen Gesichtspunkten zur Vervollständigung lediglich additiv hinzugefügt werden.

4. Zum Verhältnis von Grammatik und Pragmatik

Die Verdinglichung der Zeichenrelationen zu Teildisziplinen und zu Klassen spezifischer Regeln, die eine tendenzielle Auftrennung in unabhängige

³³"Dieses additive Verfahren bringt die prinzipielle Schwierigkeit mit sich, dass Pragmatik als relativ beliebige *Welterung* zu den bereits etablierten, als klassisch in Anspruch genommenen Gegenstandsbereichen der Linguistik angesehen wird." (Ehlich 1986a, 5)

Bereiche bedeutet, brachte als Konsequenz die Frage mit sich, welche Beziehungen denn nun zwischen den Bereichen bestehen und wie diese 'Bereiche', 'Ebenen', 'Komponenten', 'Moduln', 'Disziplinen' (oder wie auch immer) aufeinander zu beziehen bzw. miteinander zu vermitteln sind.³⁴ Speziell bringt dies auch die Frage nach dem *Verhältnis* von Syntax bzw. Grammatik und Pragmatik mit sich. Sie wurde insbesondere unter dem Aspekt des Primats diskutiert: Ist Syntax primär und Pragmatik nachgeordnet oder ist es umgekehrt?

Am deutlichsten wurde diese Diskussion in der Computerlinguistik geführt, weil der Rechner ein Höchstmaß an Explizitheit verlangt. Zentral für viele Arbeiten zur maschinellen Sprachsimulation und Übersetzung ist die Frage, wie die syntaktische, semantische und pragmatische Komponente in sprachverarbeitenden Systemen anzuordnen und wie die Interaktion zwischen ihnen zu gestalten ist.

Die Überlegungen in diesem Kontext, insbesondere aber auch die Unterscheidung von Kompetenz und Performanz, wie Chomsky (1969) sie getroffen hat³⁵, legen dabei ein Primat der Syntax (Grammatik) nahe. Aus der entge-

³⁴*Es ist nicht zufällig, daß die Relation der "Ebenen" [Syntax, Semantik und Pragmatik; R.F.] zueinander eines der umstrittensten Probleme der theoretischen Linguistik ist, da schon das Konzept der "Ebenen" die Relation zwischen Syntaktik, Semantik und Pragmatik falsch darstellt." (Kummer 1975, 164)

Die beschriebene Verdinglichung von Aspekten eines Phänomens zu eigenständigen Entitäten ist nicht nur ein linguistisches, sondern ein generelles Problem in verschiedenen Wissenschaften. In seiner Folge gewinnen modulare Denkweisen zunehmend an Gewicht.

³⁵*Nur in der im vorangegangenen Abschnitt postulierten Idealisierung kann die Sprachverwendung als direkte Widerspiegelung der Sprach-Kompetenz aufgefaßt werden, in Wirklichkeit besteht ein so direktes Verhältnis offensichtlich nicht. Eine Aufzeichnung natürlicher Rede zeigt stets zahlreiche falsche Ansätze, Abweichungen von Regeln, Abänderungen der Strategie mitten im Sprechen usw. Für den Linguisten ebenso wie für das Kind, das die Sprache erlernt, besteht das Problem, aus den Daten der Sprachverwendung heraus das zugrunde liegende Regelsystem zu bestimmen, über das der Sprecher-Hörer verfügt und das er in der aktuellen Sprachverwendung in Gebrauch nimmt." (Chomsky 1969, 14)

Deutlicher kann man nicht ausführen, daß man alles andere als das Bilden grammatisch korrekter schriftsprachlicher Sätze für *nicht regelhaft* hält und daß diese Phänomene nur auf dem Hintergrund der Annahme zu verstehen sind, daß wir immer nur grammtisch korrekte schriftsprachliche Sätze bilden wollen. Damit kommt natürlich den Regeln der Bildung grammtisch korrekter schriftsprachlicher Sätze (auch for-

engesetzten Richtung wird argumentiert, daß alle Auffassungen, für die die Vorstellung von Sprache als eines (abstrakten) Systems im Vordergrund steht, die Analyse von Kommunikation bzw. kommunikativen Prozessen als *methodischen Ausgangspunkt* für die Erforschung von Sprache (als System) nie ernstgenommen haben. Eine vorwiegend auf Introspektion, statt konsequenter empirischer Analyse beruhende Explikation des Systems trägt nur dazu bei, daß sich unter der Hand die schriftsprachliche Orientierung und der internalisierte Satzbegriff durchsetzen. Deshalb müssen empirische Äußerungen und Gespräche in ihrer konkreten Einbettung den Ausgangspunkt für die Explikation der Regeln der Sprachbeherrschung bilden und entsprechend käme der Pragmatik (in diesem Sinne) das Primat zu.

Wie deutlich geworden ist, unterscheiden sich beide Auffassungen darin, was sie als empirische Daten zulassen: während für die eine Seite introspektive Daten im Vordergrund stehen, spielen sie für die andere Seite neben den externen Daten nur eine untergeordnete Rolle.

Die Ausführungen zeigen, daß schon die Frage nach dem Verhältnis von Grammatik und Pragmatik auf Voraussetzungen beruht, die ich nicht akzeptieren kann. Sprachbeherrschung in ihren verschiedenen Ausprägungen – Mündlichkeit, Schriftlichkeit und technisierte Kommunikation – beruht auf Regeln der unterschiedlichsten Art. Aufgabe der Sprachwissenschaft ist, ausgehend von den konkreten, empirisch vorfindbaren Produkten der Sprachtätigkeit (Gesprächen und Texten jedweder Art), *die Vielfalt und Gesamtheit* dieser Regeln zu explizieren und sie empirisch gestützt zu *systematisieren*. Dabei gibt es von der Sache her keinen Grund, irgendeine Klasse von Regeln aus dieser Gesamtheit auszuzeichnen. Für die Sprachbeherrschung sind sie *alle gleichermaßen* not-

scheidungsstrategisch) das Primat zu:

"Es gibt anscheinend kaum einen Grund, die traditionelle Auffassung in Frage zu stellen, daß die Erforschung der Sprachverwendung nur in dem Maße vorankommen kann, wie es Einsichten in die zugrunde liegende Kompetenz erlauben." (Chomsky 1969, 21)

Es wird also nicht nur davon ausgegangen, daß weite Bereiche der mündlichen Sprachproduktion *nicht regelhaft* sind, sondern ein weiteres Problem der Kompetenz-Performanz-Unterscheidung (in dieser Fassung) besteht darin, daß es keine *Gleichwertigkeit* von syntaktischen und 'pragmatischen' bzw. Performanzregeln gibt.

wendig. Das Zentrum-Peripherie-Modell, das grammatische Regeln, verstanden als Regeln der Linearisierung und Verkettung *im schriftsprachlichen Satz* und lexikalische Regeln, verstanden als Regeln der Bedeutung von Wörtern, auszeichnet und das in der Sprachwissenschaft vorherrscht, erscheint auf diesem Hintergrund obsolet.

Auch Vorstellungen weitgehend voneinander unabhängiger 'Module' der Sprachbeherrschung erscheinen vor diesem Hintergrund als nicht angemessen. Die Regeln der verschiedenen Bereiche sind vernetzt und vielfach interdependent. Diese Strukturen aufzuklären, ist sicher ohne theoretische Vorannahmen nicht möglich, über weite Strecken jedoch primär eine empirische Frage.

Literatur

- Behaghel, O. (1927): Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch. In: O. Behaghel: *Von deutscher Sprache*. Lahr, 11-34.
- Bilmes, Jack (1988): Category and rule in conversation analysis. *IPRA papers in pragmatics* 2, 25-59.
- Chomsky, Noam (1969): *Aspekte der Syntax-Theorie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Dittmann, Jürgen (1979): Einleitung. Was ist, zu welchem Zweck und wie treiben wir Konversationsanalyse? In: Dittmann, Jürgen (Hrsg.): *Arbeiten zur Konversationsanalyse*. Tübingen: Niemeyer, 1979, 1-43.
- Ehlich, Konrad (1986a): *Interjektionen*. Tübingen: Niemeyer.
- Ehlich, Konrad (1986b): Die Entwicklung von Kommunikationstypologien und die Formbestimmtheit sprachlichen Handelns. In: Kallmeyer, Werner (Hrsg.): *Kommunikationstypologie. Jahrbuch 1985 des Instituts für deutsche Sprache*. Düsseldorf: Schwann, 1986, 47-72.
- Fiehler, Reinhard (1981): Zur Formulierung und Prüfung von Kommunikationsregeln. Einige methodische Probleme der Konversationsanalyse. In: Hindelang, Götz & Zilling, Werner (Hrsg.): *Sprache: Verstehen und Handeln. Akten des 15. Linguistischen Kolloquiums*. Münster, 1980. Bd. 2. Tübingen: Niemeyer, 1981, 205-214.

- Fiehler, Reinhard (1990a): Kommunikation, Information und Sprache. Alltagsweltliche und wissenschaftliche Konzeptualisierungen und der Kampf um die Begriffe. In: Weingarten, Rüdiger (Hrsg.): *Information ohne Kommunikation? Die Loslösung der Sprache vom Sprecher*. Frankfurt: Fischer, 1990, 99-128.
- Fiehler, Reinhard (1990b): Emotionen und Konzeptualisierungen des Kommunikationsprozesses. *Grazer Linguistische Studien* 33/34, (1990), 63-74.
- Fiehler, Reinhard (1990c): *Kommunikation und Emotion. Theoretische und empirische Untersuchungen zur Rolle von Emotionen in der verbalen Interaktion*. Berlin: de Gruyter.
- Fiehler, Reinhard (1991): Technisierung der Kommunikation. Über einige Folgen der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien für Kommunikation und Sprachwissenschaft. *FIFF Kommunikation* 8. H.4. 1991, 25-30.
- Fiehler, Reinhard (1993): Kann man mit Lampen, Geldautomaten und Computern kommunizieren? Überlegungen zur Zukunft der Kommunikation. *tekom-Nachrichten*. 15.Jg. 2/1993, 8-10.
- Fiehler, Reinhard (1994): Implizite und explizite Bewertungsgrundlagen für kommunikatives Verhalten in betrieblichen Kommunikationstrainings. Erscheint in: Biere, B.U. & Hoberg, R. (Hrsg.): *Bewertungskriterien in der Sprachberatung*.
- Glück, H. & Sauer, W. W. (1990): *Gegenwartsdeutsch*. Stuttgart: Metzler.
- Heringer, Hans Jürgen (Hrsg.) (1974): *Seminar: Der Regelbegriff in der praktischen Semantik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kallmeyer, Werner & Schütze, Fritz (1976): Konversationsanalyse. *Studium Linguistik* 1, 1-28.
- Kambartel, Friedrich & Stekeler-Weithofer, Pirmin (1988): Ist der Gebrauch der Sprache ein durch ein Regelsystem geleitetes Handeln? Das Rätsel der Sprache und die Versuche seiner Lösung. In: v. Stechow, Armin & Schepping, Marie-Theres (Hrsg.): *Fortschritte in der Semantik*. VCH: Weinheim, 1988, 201-223.
- Kanngießer, Siegfried (1984): Simulationskonzepte des Wissens und der Grammatik. In: Rollinger, Claus-Rainer (Hrsg.): *Probleme des (Text-)Ver-*

- stehens. Ansätze der Künstlichen Intelligenz*. Tübingen: Niemeyer, 1984, 24-44.
- Keller, Rudi (1974): Zum Begriff der Regel. In: Heringer, Hans Jürgen (Hrsg.) (1974), 10-24.
- Koch, P. & Oesterreicher, W. (1986): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. *Romanistisches Jahrbuch* 1986, 15-43.
- Kummer, Werner (1975): *Grundlagen der Texttheorie*. Reinbek: Rowohlt.
- Lewis, David (1975): *Konventionen. Eine sprachphilosophische Abhandlung*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Lindgren, K. B. (1987): Zur Grammatik des gesprochenen Deutsch: Sätze und satzwertige Konstruktionen. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 15, 282-292.
- Ludwig, Otto (1980). Geschriebene Sprache. In: Althaus, H.P., Henne, H. & Wiegand, H.E. (Hrsg.): *Lexikon der Germanistischen Linguistik* (2. Aufl.). Tübingen: Niemeyer, 1980, 323-328.
- Morris, Charles W. (1972): *Grundlagen der Zeichentheorie. Ästhetik und Zeichentheorie*. München: Hanser.
- Rath, Rainer (1985): Geschriebene und gesprochene Form der heutigen Standardsprache. In: Besch, W. u.a. (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung* (= HSK 2). Berlin etc.: de Gruyter. Zweiter Halbband, 1651-1663.
- Rupp, H. (1965): Gesprochenes und geschriebenes Deutsch. *Wirkendes Wort* 15, 19-29.
- Sager, Sven F. (1977): Zum Begriff kommunikativer Regeln. *Papiere zur Linguistik* 17/18, 149-210.
- de Saussure, Ferdinand (²1967): *Grundlagen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin: de Gruyter.
- Schank, G. & Schwitalla, J. (1980): Gesprochene Sprache und Gesprächsanalyse. In: Althaus, H.P., Henne, H. & Wiegand, H.E. (Hrsg.): *Lexikon der Germanistischen Linguistik* (2. Aufl.). Tübingen: Niemeyer, 1980, 313-322.
- Scheerer, E. (1992): Mündlichkeit und Schriftlichkeit – Implikationen für die Modellierung kognitiver Prozesse. In: Baumann, J., Günther, H. &

- Knoop, U. (Hrsg.): *Homo scribens – Perspektiven der Schriftlichkeitsforschung*. Tübingen: Niemeyer, 1992.
- Searle, John R. (1971): *Sprechakte*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Toolan, Michael (1989): Review Article. Ruling out Rules in the Analysis of Conversation. *Journal of Pragmatics* 13, 251-274.
- Wunderlich, Dieter (Hrsg.)(1972): *Linguistische Pragmatik*. Frankfurt/M.: Athenäum.